

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 262. Bromberg, den 20. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von **William Le Queux.**

Ins Deutsche übertragen von **Dr. Otto Vorschke.**

(9. Fortsetzung. ———

„Das hätte er auch getan, nach allem, wie Sie sich gegen mich benommen hatten!“ rief sie aus und ihre Augen blitzten wieder zornig.

„Doch weshalb nur? Ich hatte doch mit dem Anschlag gegen Sie nichts zu schaffen!“ beharrte ich. Ich wußte nicht, wollte sie immer die Komödie weiterspielen, daß sie in mir denjenigen Mann wiedererkannt hätte, der ihr ein Unheil zugefügt hatte, oder litt sie noch an Halluzinationen.

Sie sah überaus reizend aus, wie sie so neben dem Feuer saß, während das Licht in ihrem blonden, gelockten Haar spielte. In ihrem Blick lag ein Ausdruck von Angst und Sehnsucht, den ich bisher nicht bemerkt hatte, er sagte mir, daß ihr Zorn gegen mich verraucht war und daß sie gegen ihren Willen log, daß sie mir die Wahrheit versch[illegible] mußte.

Ich hatte mich in sie verliebt — ich mußte es eingestehen, so [illegible] mich auch dagegen sträuben wollte. Zwar wußte ich genau, wie närrisch das war und in welches Unheil mich meine Leidenschaft bereits gestürzt hatte.

Wir sprachen beinahe eine Stunde miteinander und es wurde mir immer klarer, daß ihre Erzählung von den Vorgängen in St. Johns Wood bloße Erfindung war. Von Minute zu Minute fühlte ich mich aber durch ihre ganze Persönlichkeit, durch ihr Lächeln und durch ihre Anmut mehr und mehr gefesselt.

So sehr ich mich auch über ihre Anschuldigungen empört hatte, jetzt hatte ich ihr schon verziehen. In diesen Stunden wurde meine große, alles vergessende Liebe zu ihr geboren und ich war entschlossen, sie von den Fesseln zu befreien, die sie bedrückten, welcher Art immer sie sein mochten.

Gerne hätte ich gewisse Fragen an sie gestellt, aber ich wagte es nicht.

„Fräulein Courtland, können Sie mir nicht nähere Angaben über die Ereignisse in der Nacht des 11. Dezembers machen?“ fragte ich dann.

„Zu meinem Bedauern kann ich es nicht tun, Herr Remington, verzeihen Sie mir.“

„Warum?“ Ich beugte mich plötzlich zu ihr und bemerkte, wie aufgeregt sie plötzlich war. Ihr Busen wogte und ihre schmalen Hände bebten, daß ihr beinahe die Zigarette entfallen wäre. War sie auch gewillt, offen zu mir zu sein, so schien sie dennoch ihr Geheimnis bewahren zu wollen. Sie schien nahe daran, sich mir anzuvertrauen und mich um meinen Rat zu fragen, doch fürchtete sie sich vor den Folgen. Wurde sie von seiten dieser beiden Ausländer geknechtet und hatte sie schon vergeblich versucht, diese Fesseln zu zerreißen?

„Ich kann nicht sagen, was eigentlich geschah,“ sagte sie leise. „Ich traf Sie und Sie riefen die Polizei — war es nicht so? Ich weiß, daß Doktor Fleming sehr überrascht war, besonders über die Lücke in meinem Gedächtnis. Zuerst konnte ich mich nicht einmal an meinen Namen erinnern. Übrigens, wieso wissen Sie, daß ich Courtland heiße?“

In dieser Frage lag eine Falle für mich. Wie sollte ich ihr erklären, auf welche Weise ich ihren Namen erfahren hatte? Ich machte Ausflüchte, doch sie bemerkte es sofort und wurde nur noch neugieriger.

„Ich erfuhr ihn von einem Freunde,“ sagte ich.

„Haben wir denn gemeinsame Freunde,“ fragte sie erregt. „Wer ist dieser Freund?“

„Wenn Sie mich tatsächlich wiedererkannt haben und diese Anschuldigungen bezüglich des Ateliers in St. Johns Wood vorbringen, müssen wir doch gemeinsame Bekannte haben,“ sagte ich mit einem sarkastischen Lachen.

Sie lächelte, dann fragte sie:

„Wollen Sie mir nicht sagen, wieso Sie meinen Namen erfuhren? Ich sagte ihn doch im Spitale nicht.“

„Warum eigentlich? Als Sie sich schließlich an Ihren Namen erinnerten, weshalb sagten Sie ihn nicht dem Doktor Fleming und der Polizei?“

„Ich hatte Gründe hierfür,“ gab sie zur Antwort und warf mir einen seltsamen Blick zu. „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich hatte keine Lust, daß Inspektor Wade weitere Nachforschungen in einer Sache anstellte, die nur mich allein angeht.“

„Ah, Sie verschwiegen also geflissentlich Ihre Identität,“ bemerkte ich. „Waren denn die Gründe so ernst, daß Sie zögerten, diejenigen ihrer Strafe zuzuführen, die jenen Anschlag auf Ihr Leben verübten und Ihnen dieses häßliche Mal auf der Schulter zufügten?“

„Ich hatte meine Gründe — und habe sie noch immer — die Wahrheit zu verschweigen,“ sagte sie einfach.

„Ist das Mal noch vorhanden oder ist es entfernt worden?“

„Es ist noch vorhanden,“ antwortete sie und sah mich aus ihren großen, weit offenen Augen an. „Sehen Sie!“ Mit einer raschen Bewegung schob sie die breite Achselspange ihres Abendkleides zur Seite und entblößte ihre weiße, samtweiche Schulter, auf der sie rückwärts eine rote Narbe in der Form eines „E“ aufwies.

„Können Sie sich das Mal erklären?“ fragte ich und beugte mich über ihre Schulter, um das Zeichen genauer zu besehen.

„Nein. Ich hörte nur, daß dem Doktor Campari genau das gleiche Mal beigebracht wurde.“

„Doch weshalb?“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung, uns beiden ist die Sache vollständig rätselhaft. Er hat mir geschrieben und mir mitgeteilt, daß Sie ihn in Mailand besuchten.“

„Er beschuldigte mich ebenso wie Sie, daß ich in die Sache verwickelt wäre, obwohl ich gar nichts davon weiß.“

„Vielleicht ist es wirklich so, wie Sie behaupten“, bemerkte sie und sah mich seltsam an.

„Sie geben also zu, daß Ihre Beschuldigungen gegen mich unrichtig waren?“ fragte ich rasch. „Sagen Sie mir doch jetzt die Wahrheit, Fräulein Courtland,“ beschwor ich sie.

„Ich sehe, Sie sind schon auf die Wahrheit gekommen,“ lautete ihre rätselhafte Antwort. „Mehr kann ich Ihnen nicht erklären — jetzt nicht.“

„Warum denn nicht?" fragte ich flehend.

„Weil —" Ihr Atem stockte, sie blickte mir voll ins Gesicht, doch vollendete sie den Satz nicht.

„Nun — weil? — —" fragte ich nach kurzem Schweigen. Mit einer nervösen Bewegung fuhr sie sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ich kann es Ihnen wirklich nicht erklären," sagte sie bebend und die Tränen traten ihr in die Augen. „Bitte verzeihen Sie mir. Jetzt muß ich aber gehen — ich hätte überhaupt Ihre Einladung nicht annehmen sollen. O, wenn Sie die Wahrheit wüßten, dann würden Sie besser über mich denken und mich bemitleiden!"

11. Kapitel.

Jung und alt.

„Sie bemitleiden", wiederholte ich und blickte sie an. „Gewiß bemitleide ich Sie, Fräulein Courtland."

Gebrochen saß sie in dem Lehnstuhl neben dem Feuer und hatte den Kopf gesenkt.

„Kann ich Ihnen denn nicht helfen?" fuhr ich ernst fort. „Kann ich nichts tun, um Ihnen zu helfen, und wäre es noch so wenig?"

Verneinend schüttelte sie den Kopf. „Nein," sagte sie, „leider können Sie mir nicht helfen — niemand kann es. Doch es ist sehr nett von Ihnen, mir Ihre Hilfe anzubieten."

„Gestehen Sie mir wenigstens eines," drängte ich, „nämlich, daß Sie wußten, daß diese seltsame Sache von St. Johns Wood erfunden ist."

„Da irren Sie sich aber," gab sie rasch zur Antwort, „was ich sagte, ist wahr."

„Aber habe ich Ihnen denn nicht geschworen, daß ich in der fraglichen Nacht nicht in St. Johns Wood war — daß ich kein Atelier besitze, denn dies hier ist meine Wohnung, und daß ich keinen Freund namens Cole habe?"

Sie lächelte ungläubig.

„Sie glauben mir scheinbar nicht," erwiderte ich ungehalten. „Jemand muß meinen Namen mißbraucht haben."

„Wer sollte das tun?" fragte sie. „Auch scheinen Sie vergessen zu haben, daß sich Ihre Onyxkette in meinem Besitz befindet."

„Sie kann mir gestohlen worden sein — auch kann ich sie möglicherweise verloren haben."

„Habe ich Ihnen nicht schon erklärt, daß ich sie Ihnen mit eigener Hand vom Rocke gerissen habe?"

„Bleiben Sie also wirklich bei Ihrer märchenhaften Erzählung?" rief ich, ärgerlich über ihre Halsstarrigkeit, aus.

„Gewiß."

„Warum?"

„Weil — weil ich dazu gezwungen wurde."

„Von wem?"

„Von bestimmten Personen."

„Von Personen, die ebenso Ihre wie meine Feinde sind, nicht?"

Sie nickte unmerklich. Ich konnte es ihr vom Gesicht ablesen, daß sie mir gerne die Wahrheit enthüllt hätte, daß sie sich aber nicht traute.

Ich wollte noch weitere Fragen an sie richten, doch sie hob abwehrend die Hand und sagte:

„Bitte fragen Sie mich nichts mehr, Herr Remington, denn ich kann Ihnen unmöglich eine Antwort geben. Was ich im Spitale gegen Sie aussagte, geschah aus einem Grunde, den Sie vielleicht eines Tages erfahren werden. Mittlerweile seien Sie überzeugt, daß ich nicht Ihre Feindin bin, wie ich es vorgegeben habe."

„Wie kamen Sie aber in Besitz meiner Kette? fragte ich neugierig.

„Das war ganz einfach. Als ich damals im Nebel an Sie anrannte, berührte meine Hand zufällig etwas, das ich für einen Knopf hielt und ich faßte danach. Das Ding blieb mir in der Hand und ich steckte es in meine Manteltasche. Aus welchem Grunde ich das tat, weiß ich nicht, erst nachher kam mir in den Sinn, daß ich nun einen Beweis gegen Sie in Händen hätte, der für die Glaubwürdigkeit meiner Erzählung von großem Vorteil sein konnte."

„Möglich," erklärte ich. „Doch wieso kam es, daß Sie meinen Namen wußten? Wo hatten Sie mich denn schon getroffen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," erwiderte sie mit tonloser Stimme. „Doch dieselbe Frage könnte ich auch an Sie stellen, glauben Sie nicht?"

Es war klar, daß sie mir auswich und mir nichts mehr sagen wollte. Wenn ich das Rätsel lösen wollte, dann mußte ich es auf eigene Faust tun, auf ihre Hilfe konnte ich nicht rechnen. Sie hatte ja zugegeben, daß sie sich in den Händen von Gegnern befand, die so mächtig waren, daß ich ihr nicht helfen und sie nicht aus ihrer Lage befreien konnte.

Mehr als einmal war ich nahe daran gewesen, zu Inspektor Wade zu gehen und ihm das wenige, das ich herausgefunden hatte, zu enthüllen, doch immer wieder hatte ich beschlossen, zu warten.

Alles war so eigentümlich. In welchem Zusammenhange standen z. B. die beiden Faßbinds, Vater und Sohn, zu dem Mädchen, das mir gegenüber saß? Mir kam es vor, als ob sie den Sohn deshalb bei sich duldete, weil er sie ausführte. Er hingegen war sicher in sie verliebt, wie mir meine Beobachtung im Criterion und im Golden Square Klub gezeigt hatte.

Ich erwähnte den Vorfall im genannten Klub, worauf sie sehr verlegen wurde und erklärte:

„Ich hatte nicht erwartet, Sie dort zu treffen. Außerdem war der Saal überheizt."

„Mein Erscheinen war Ihnen scheinbar eine sehr unwillkommene Überraschung," warf ich lächelnd ein.

„Ich weiß es nicht," gab sie seufzend zur Antwort. „Seit jener furchtbaren Dezembernacht habe ich so mit meinem Kopfe zu tun. Manchmal ist alles in Ordnung, ich kann nachdenken und erinnere mich genau an alles. Dann aber wieder ist meine Erinnerung verzerrt, so daß mir die kleinsten Vorfälle wie die größten Ereignisse erscheinen. O, Herr Remington, ich kann Ihnen gar nicht schildern, was ich gelitten habe!" stieß sie hervor.

„Diese Gedächtnisschwäche haben Sie jenen Leuten zu verdanken, die Böses gegen Sie planen, nicht?"

„Ja, Sie haben recht. Ich bin von Feinden umgeben und habe kein Mittel zur Verfügung, sie zu bekämpfen."

Wieder hob sie ihren Blick flehend zu mir, als wollte sie mir die Wahrheit enthüllen und meine Hilfe erbitten. Ihr ganzes Verhalten mir gegenüber war aber so seltsam, und je mehr ich über die Sache nachdachte, um so unlöslicher erschien mir das Rätsel.

Wir plauderten bis nach Mitternacht miteinander; sie rauchte zwei Zigaretten, schlug aber das Glas Cointreau, das ich ihr anbot, ab. Ihr süßes, kummervolles Antlitz hielt mich gefesselt. Während des Sprechens spielte sie öfters nervös mit ihrer Chrysoprashalskette und um ihren Mund ging ein Zucken, bevor sie mir auf meine Fragen so ausweichend Antwort gab.

Plötzlich warf sie einen Blick auf die Uhr, die auf dem Kaminsims stand, und erklärte, daß sie nun gehen müsse. Nur ungern half ich ihr in ihren Mantel.

„Leben Sie wohl, Herr Remington", sagte sie mit einem hoffnungslosen Ausdruck in der Stimme und hielt mir die Hand zum Abschied hin. „Ich danke Ihnen vielmals für Ihre angebotene Hilfe, doch kann ich leider dieses Angebot nicht annehmen. Ich kann nicht zugeben, daß Sie sich in eine solche Gefahr begeben."

„In was für eine Gefahr?"

„In die Gefahr, die Rache meiner Feinde auf sich zu ziehen", erwiderte sie. „Ich bin auf jede Gefahr gefaßt," erklärte ich in vollstem Ernste und blickte ihr tief in die Augen.

„Nein, das kann ich nicht zulassen," sagte sie entschlossen. „Die Gefahr wäre viel größer, als Sie ahnen."

Spielte sie damit vielleicht auf den Sarg an, der in dem verschlossenen Hause in Riverside Road bereit stand?

„Ich bin bereit, der Gefahr ins Auge zu sehen," sagte ich bestimmt.

„Nein", erklärte sie erregt, „niemals werde ich zugeben, daß Sie meinethalben Ihr Leben aufs Spiel setzen. Leben Sie wohl."

Ich versuchte ihr zu widersprechen, doch hörte sie nicht auf mich. So begleitete ich sie denn hinunter, bis zur Victoria Street, wo ich ein Taxi fand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Audienz.

Skizze von M. Bauer.

Ein paar Federstriche können hinreichen, Vergeltung zu üben . . .

Die Augen des Ministers mustern zum wiederholten Male das Gesuch des Referendars Gido von Ankershoff. Klar und knapp abgefaßt, weder demütig noch überhebend, mit einer wohltuend stilsicheren Handschrift, die Persönlichkeit verrät, liegt das Schreiben auf dem Arbeitstisch.

Seit einer Woche zögert er, die Entscheidung zu fällen. Seine Unterschrift verschafft dem jungen, hervorragend befähigten Juristen die erbetene, vielbegehrte Stelle im Ministerium, den Weg zum Aufstieg. Aber immer aufs neue schiebt er sie hinaus. Er fühlt eine Art Genugtuung in dem Spiel mit seiner Macht und der Forderung seines immer noch wunden, immer noch empfindlichen Herzens gegen den Namen Ankershoff.

Alles steht in ihm auf, was niemals überwunden war: seine Studentenzeit — die Freundschaft mit seinem Bundesbruder Ankershoff, mehr einem ehrgeizigen Wettkampf im Meistern des Lebens als wirklicher Neigung entsprossen — ihrer beider erste Anstellung in derselben Stadt — ihr Verkehr im geselligen und angesehenen Hause des Universitätsprofessors Christmann — ihr Bekanntwerden mit der schönen und geistvollen Tochter der Familie, der damals neunzehnjährigen Jolande.

„Ja, d i e s e Stunde vor allem wird in ihm lebendig. Seine Seele kniete vor diesem Mädchen in jäher Erkenntnis höchster Daseinswerte. Lebendig wird sein Glaube an sie, dies wundersame Zueinanderstreben zweier Menschen, wie das Leben es nur einmalig den Begnadeten verleiht . . .

Die Miene des Ministers umschattet sich. Denn jener andere Tag ersteht vor ihm, da er Ankershoff seine Liebe zu Jolande verriet. „Armer Junge“, hatte ihm der Freund erwidert, „du bist zu spät gekommen. Ihr Herz ist schon vergeben. In drei Tagen wird die Verlobung veröffentlicht.“

In jenem Augenblicke glaubte er kein Wort davon. Wenn Jolandes heimliche Blicke ihn belogen, log der Himmel über ihm. Trotzdem entschloß er sich, die Frist dreier Tage vor seiner Werbung abzuwarten.

Und siehe! — das Unfaßbare geschah: Arnim von Ankershoff war der Erwählte . . .

Sinnend blickt der Minister auf den gehaßten Namen vor sich. Sein ganzes Leben seit jenem dunklen Tage, Arbeit, Aufstieg und Erfolg, hatten nicht ausgereicht, seine Verachtung zu mildern. Nun gibt der Zufall ihm Gelegenheit.

Die Feder gleitet über die Eingabe des jungen Gido von Ankershoff. Die Stunde der Versuchung ist vorüber. Der Minister hat entschieden.

Vergangenheit und Judasverrat spielten keine Rolle im Beschluß. Nur die Leistungen des Bewerbers hatten Geltung vor ihm. Die erbetene Stelle ist genehmigt. Das Papier liegt für den Auslauf bereit. —

Eine Viertelstunde später trägt der Diener eine Karte auf silbernem Tablett zu ihm: Frau von Ankershoff bittet um die Gunst einer Audienz.

Dem Minister zittern die Knie. Er kennt den Zweck des Besuches, er kämpft mit sich, ein Wort des Hochmuts zu erwidern: Der Minister ist beschäftigt. Wer zwingt ihn, die Mutter eines Gesuchstellers zu empfangen? Und dennoch überkommt ihn der Wunsch, der Frau seiner ersten und einzigen Liebe in diesem Raume, dem Bereiche seiner Macht, gegenüber zu stehen.

Fünfundzwanzig Jahre liegen zwischen seinem Hoffen, seiner Enttäuschung und dem heutigen Tag. Auch über Frau Jolande liegen sie. Ihre Gestalt ist schmal, fast schmächtig. Um den Mund zieht eine Linie, die von Kummer spricht. Ihr Mann starb früh, als Gido ein Knabe von fünf Jahren war. In mancherlei Entbehrung zog sie den Jungen heran — man liest das mühelos aus ihren Augen ab. Trotzdem fühlt der Minister mit stockendem Herzschlag: Diese Frau ist noch immer Jolande für ihn . . .

„Nicht für m e i n e n Sohn bitte ich um Ihre Güte, sondern für den Ihres Freundes Ankershoff“, sagt sie zu ihm. Ihre Stimme bebt unter der Ungeheuerlichkeit ihres Beginnens.

„Das Gesuch ist bereits zugunsten Ihres Sohnes entschieden, gnädige Frau“, erwidert der Minister mit Würde und reicht es der Staunenden zur Einsicht hin. „Aber“ — fügt er leise hinzu — „wenn Fürsprache vonnöten gewesen wäre, warum sollte ein Wort von Ihnen dem Ihres Mannes nicht ebenbürtig sein? Ich habe doch die Ehre gehabt, im Hause Ihres Vaters die schönsten Stunden meines Lebens zu genießen.“

In unverhüllter Ehrlichkeit, fast gegen seinen Willen, spricht er so. Frau Jolande hebt den vollen Blick zu seinen männlich stolzen Augen und — begreift. Ohne ein weiteres Geständnis enthüllt sich ihr die Verkettung des unseligen Geschickes. Das also hatte Arnim vermocht, als er um sie warb!

„Ich trage keine Schuld“, bekennt sie endlich schmerzlich. „Mein Herz hat von Anbeginn Ihnen gehört. Mein Mann —“

Ihr Wort bricht ab. Sie vermag es nicht, den Toten anzuklagen. „Verzeihen wir ihm“, bittet sie nach langem Schweigen, „er hat aus Liebe zu mir gefehlt.“

Die Audienz ist beendet. Frau Jolande geht. Dem Minister aber leuchtet zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren ein warmer Schein in den kommenden Tag.

Das Geld auf der Straße.

Skizze von Joseph M. Velter.

Ich weiß nicht, ob die Seeräuberküste im persischen Meerbusen ihren Namen auch heute noch zu Recht trägt; aber das weiß ich, daß heute wie ehedem noch allerhand ergötzlich betriebsame Gesellen dort hausen und Streiche verüben, die, mögen ihre Urheber auch mit Wasser möglichst wenig in Berührung kommen, sich doch gewaschen haben. —

Ali ben Kader, ehrenwerter Vorsteher eines Dörfchens an der Straße von Schardja nach Abu Thabi, sah sich zu nachtschlafender Stunde durch wüstes Pochen an die Tür seines friedlichem Schlummer hingegebenen Hauses aus einem köstlichen Traum, der den nutzbringenden Verkauf einer weißen Kamelstute zum Inhalt hatte, aufgeweckt. Er seufzte tief, versuchte schnell, die Lieblichkeit des Traumes wenigstens noch so lange lebendig zu erhalten, bis der armenische Händler die beglückende Tätigkeit des Geldzählens in Alis zur Schale geformte Hände beendet hätte — vergebens. Das selige Traumbild entschwand, das Pochen aber tönte fort, und selbst Chachidscha, Alis in den Tagen ihrer Blüte huldvolle Gattin, mahnte mit unwillig spitzer Stimme den Enttäuschten, der nächtlichen Störung Ursache unverweilt zu erforschen.

Ali ben Kader warf sein Gewand über, nestelte den abgegriffenen Fes zurecht und schlürfte auf schon gebrechlich gewordenem Gebein hinaus. Draußen vor der Türe standen im nächtlichen Dunkel zwei düstere Gesellen, die eine lange, schwere geheimnisvolle, in eine Zeltbahn eingewickelte Fracht trugen.

„Möge Allah dir wohlgesinnt sein immerdar“, hub einer der Lastträger an, „mögen deine Tiere gedeihen, deine Kinder wachsen und zahlreich werden wie der Sand am Meer, o Ali ben Kader, du weiser und gerechter Beherrscher dieses Ortes. Siehe, Unheil traf uns, Scheitan selbst hatte seine feurigen Schwefelhände im Spiel, als unser liebwerter Gefährte Semeni auf beschwerlichem Bergpfad ausglitt und zu Tode stürzte. Dir, o Herr und Gebieter dieser Fluren, bringen wir nach Brauch und Gesetz den Leichnam, daß du ihn aufbahrest, die Klageweiber rufest und den Toten bestattest, allwie es der Koran von dir heischet. Wir, o gerechter Statthalter, haben keine Zeit zu verlieren, denn wir sind, wisse es, arme Seeleute, und unser Schiff möchte uns sonst, sehr zu unserem Schaden, entrinnen.“

„Was Allah verhüten möge!“ bekräftigte der andere seines Gefährten Worte, worauf der Leichnam behutsam vor Alis Füßen niedergelegt ward.

Ali ben Kader war tief erschüttert. Beileibe nicht ob des tragischen Unheils jenes Fremden, denn alles Geschehen steht in Allahs Hand, und unziemlich, ja vermessen ist es, seiner Weisheit menschliches Maß anzulegen. Indes: man schrieb den heiligen Wallfahrtsmonat Zulhischdsche — und war die Berührung mit einem Leichnam in den ungeweihten Monden für Mensch und Haus schon verunreinigend und

schmachvoll, wie denn sollte ein ehrenwerter, geachteter Vorsteher vor seinen minder ausgezeichneten Untertanen fürderhin bei solch widriger Angelegenheit bestehen! Auch war ihm für den ganzen heiligen Monat obendrein nach solcher Verunreinigung verboten, Handel und Geschäfte zu treiben, der Traum von dem überlisteten Armenier und der Kamelstute sollte also niemals Wahrheit werden?

„Haltet ein, meine Freunde!“ hielt er somit die beiden zurück, die sich eben unter Zurücklassung des Toten zu enteilen anschickten. Er suchte in wohlgesetzten Worten darzutun, daß die Verunreinigung seines Hauses aus gewichtigen Gründen keineswegs statthaben könne. Rede und Gegenrede huben an und endeten damit, daß Ali ben Kader den unglücklichen Gefährten des Toten eine wohlgezählte Schar von Silberlingen verabreichte, sie anweisend, die sein unbescholtenes Haus allzu sehr verletzende Fracht seinem besten Feinde, dem Händler Abdallah, der sich vermaß, sich als Abkömmling des Haschimiten zu bezeichnen, auszuliefern, damit dieser Weiteres veranlasse und seinerseits — was allerdings unausgesprochen blieb — die unerquicklichen und schädlichen Folgen der Aufbahrung und Bestattung zu tragen habe.

Die beiden steckten die Silberlinge ein, ergriffen nicht ohne Stöhnen ihre traurige Last und keuchten davon, indes Ali ben Kader auf seine Lagerstatt zurück schlurfte, fröhlichen und unbeschwerten Herzens. —

Der ehrenwerte Händler Abdallah, der sich vermaß, ein Abkömmling Abdallahs des Haschimiten zu sein, sah sich zu nachtschlafender Stunde durch wüstes Pochen an die Tür seines friedlichem Schlummer hingegebenen Hauses aus einem köstlichen Traum, der den nutzbringenden Verkauf eines Eselgespanns zum Inhalt hatte, aufgeschreckt. Auch er seufzte tief, auch er versuchte, die Lieblichkeit des Traumbildes doch wenigstens bis zum beglückenden Ende des Zahlungsempfangs lebendig zu erhalten — vergebens. Allzu sehr lärmte es an der Tür, so sehr, daß sein einst liebreizendes Weib Sulamith ihn mit barschen Worten unverweilt die Ursache solch unwillkommener Störung erforschen hieß.

Draußen vor der Türe standen — nun, wir wissen, wer dort stand. Aber der ehrenwerte Händler Abdallah, der sich vermaß, ein Abkömmling des Haschimiten zu sein, wußte es nicht, und so geschah es, daß ihm in wohlgesetzter Rede Kunde ward von jenem schrecklichen Unheil, das die arglos wandernden Seeleute betroffen hatte, woran sich das Ersuchen schloß, nach Brauch und Gesetz den Toten aufzubahren, die Klageweiber zu rufen und den ehemals liebwerten Gefährten zu bestatten, allwie es geschrieben steht im heiligen Buche.

Der Leichnam ward niedergelegt, und die Fremden schickten sich an, beschwingt ins nächtliche Dunkel zu enteilen, als des ehrenwerten Händlers Abdallah Stimme sie zurück rief, ihnen in wohlgesetzten Worten darzulegen, daß die Verunreinigung seines Hauses gerade jetzt im heiligen Wallfahrtsmonat Zulhischdsche aus gewichtigen Gründen nicht statthaben könne. Ein Beutel wurde gezogen, eine wohl abgezählte Schar von Silberlingen klingelte, und es ward den Unglücklichen kundgetan, daß jener ehrenwerte Händler Ahmed, des Hassan Attavil mißratener Nachfahr, sehr wohl der hochgeschätzten Fremden Begehr zu erfüllen vermöge — wobei allerdings hinwiederum unausgesprochen blieb, daß jener erbitterte Wettbewerber im nutzbringenden Handel solchermaßen für die Dauer dieses gnadenreichen Mondes seine unreinen Hände nicht mehr in förderliche Unternehmen zu stecken vermöge. —

Der ehrenwerte Händler Ahmed, des großen Hassan Attavil angeblich mißratener Nachfahr, sah sich zu nachtschlafender Zeit durch wüstes Pochen aus seinem köstlichen Traum aufgeschreckt. Dieses gütigen Traumes klingender Inhalt ist uns wohlbekannt, wie uns auch nicht fremd ist, was nunmehr im Ablauf der folgenden Viertelstunde an wohlgesetzten Worten in der Stille dieser Nacht widerhallte. Neu und noch fremd unserem lauschenden Ohr ist indes der Name des ehrenwerten Händlers Ismael, der gegen Schluß zu dem fröhlichen Klimpern einer wohlgezählten Schar von Silberlingen nicht ohne Heimtücke und vorteilhafte Weisung fiel, worauf die dunklen Gestalten mit ihrer schweren Last ismaelwärts verschwanden.

Der ehrenwerte Händler Ismael . . . genug, wir wissen es und ahnen, daß auch er nicht der Letzte war, sondern einer emsigen Betriebsamkeit kein Einhalt geboten wurde, bis gegen Morgengrauen auch der Ärmste des Dörfleins einem unglücklichen Seefahrerpaar zur Abwehr widriger Dinge entsprechenden Tribut gezollt hatte. Dieses würdige Paar aber entschwand darauf aus dem Weichbild des Ortes und schleppte seine schwere Last ins Freie, allwo die Zeltbahn geöffnet wurde und ihr schmackhafte Brote, würzig geräuchertes Fleisch und mancherlei andere wohlverwendbare Dinge, so mit süßem Wein gefüllte Schläuche, entquollen. Seien wir diskret und fragen, da wir eins der großen Geheimnisse dieses weltbeschlagenen Paares erfuhren, nicht, von wannen diese Beute stammte und welchen Listen sie zu verdanken war . . .



Bunte Chronik



* **Schicksale des Altpapiers.** Für mehr als drei Millionen Dollar Makulatur werden alljährlich aus Amerika ausgeführt. Der größte Teil dieses alten Papiers geht nach China und dessen Nachbarländern. „The Literary Digest“ berichtet über die Einzelheiten dieses wirtschaftlich wichtigen Vorganges: das Sammeln der Makulatur geschieht durch Kleinhändler, die mit ihren Karren von Haus zu Haus ziehen und das Altpapier abholen. Sie kaufen es aufs billigste; oft sind, angesichts des riesigen Formats und der Dicke der amerikanischen Zeitungen, die Hausfrauen überhaupt froh, wenn sie die Makulatur loswerden. Diese Kleinhändler bringen ihre Tagesausbeute in Sammelstellen, die einen Durchschnittspreis von einem halben Cent für das Pfund zahlen. Von hier aus wird die Makulatur dann mit Lastwagen in das Hauptlager befördert, dort wird sie sortiert, mittels hydraulischer Pressen in Ballen zusammengepreßt und durch Bandeisen für den Seetransport hergerichtet. Eine beträchtliche Menge dieses Papiers geht nach Hongkong und wird dort zu einer billigen Art von Tropenhelmen verarbeitet, ein anderer findet in der Spielwarenfabrikation von Canton Verwendung. Von diesem Hafen aus geht auch eine ansehnliche Menge Altpapier nach den Südprovinzen Chinas, vor allem nach Yeung Kong, wo es zur Herstellung von imitiertem Leder an Koffern, Schachteln und ähnlichen Gegenständen gebraucht wird. Ballen, die frei von Katalogen, Magazinen oder alten Buchumschlägen sind, und nur aus Zeitungspapier bestehen, werden auch in den Nordhäfen Chinas, wie Tsingtau, Tschifu und Niutschwang abgesetzt. Sie werden durch Händler in das Innere des Landes gebracht. Die ärmsten der Dorfbewohner nehmen gern das Papier zum Verschließen der Fensteröffnungen. Auch in der Feuerwerks-Industrie, die ja in China eine wesentliche Rolle spielt, findet Makulatur reiche Verwendung. Amerikanische Makulatur bildet auch hauptsächlich das Packpapier in den Geschäften, sowohl in China wie auf den Sundainseln. Der Exportpreis beträgt durchschnittlich ein Cent das Pfund, oder etwa 22.50 Dollar für die Tonne. Dieser Preis bleibt ziemlich konstant, denn wie die Großhändler in Makulatur-Export berichten, ist die Nachfrage stets lebhaft, um so mehr, als sich mit dem steigenden Import von Makulatur in China und anderen Ländern des Orient immer neue Verwendungsmöglichkeiten für das Altpapier ergeben, so daß wiederum die Nachfrage wächst.

Lustige Rundschau



* **Sie weiß Bescheid.** „Lieschen, wie wird eigentlich ein Bär gefangen?“ — „Einfache Sache: Man steckt ihm einen Ring durch die Nase, bindet eine Schnur an, und man hat ihn!“

* **Kleines Mißverständnis.** „Sie müssen strenge Diät halten — ein paar Salatblätter ohne Öl und ein Glas Orangensaft.“ „Sehr wohl, Herr Doktor — vor oder nach den Mahlzeiten?“

* **Neid.** „Ich habe gehört, Sie haben einen im Dorfe, der einhundertundacht Jahre alt ist. Fabelhaft!“ „Na — lange genug hat er dazu gebraucht.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.